

Philosophie Olympiade Landesbewerb 2015/2016

Kilian Posch

BG/BRG Seebachergasse, Graz

Betreuender Lehrer: Martin Ribul-Scheinmayr

Thema: 2

Der erste, der ein Stück Land mit einem Zaun umgab und auf den Gedanken kam zu sagen 'Dies gehört mir' und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viel Elend und Schrecken wäre dem Menschengeschlecht erspart geblieben, wenn jemand die Pfähle ausgerissen und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: 'Hütet euch, dem Betrüger Glauben zu schenken; ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass zwar die Früchte allen, aber die Erde niemandem gehört'.

Jean-Jacques Rousseau: Diskurs über die Ungleichheit (Ed. Meier). UTB, 2008, S. 173

Von der Gerechtigkeit der Ungleichheit

Die Menschheit, ihre Selbstbezogenheit gänzlich überwindend, befreit sich von ihrem inneren Narziss und vereint sich in einer Welt ohne Grenzen zu einer Gemeinschaft der vollendeten Gleichheit und Gerechtigkeit. Wer sich Rousseaus Zitat auf der Zunge zergehen lässt, dem schwebt sogleich eine utopisch anmutende Idee einer perfekten Gesellschaft vor. „Hätten die Früchte des Gartens Eden bloß allen gehört, so würden wir Menschen noch immer alle sorgenfrei im paradiesischen Zustand leben!“, bedauert man das Schicksal unseres Geschlechts. Eine Vorstellung, die in einer auf Eigenleistung beruhenden Welt, in der durch empörende Ungerechtigkeit 70 Privateigentümer wohlhabender sind als der Rest der sieben Milliarden, besonders erhaben erscheint. Doch plötzlich erwacht man vom sozioromantischen Traum und sieht just der historischen Realität ins Auge. Wo auch immer die gesellschaftlichen Ketten der Menschen gesprengt werden sollten, wie es Rousseau in „Der Gesellschaftsvertrag“ oder Karl Marx im „Kommunistischen Manifest“ vorgaben, waren Leid und staatliche Willkür die Folge. Man könnte den anfänglichen Gedanken daher abtun mit: „Nenne mir einen Fall, bei dem das je funktioniert hätte“, wie man es des Öfteren zu hören bekommt, könnte anschließend auf den Jakobiner Robespierre verweisen, der mit Rousseaus Abhandlungen die Erziehungsdiktatur zur staatlichen Besserung der Menschen rechtfertigte; oder das Schwarzbuch des Kommunismus zur Hand nehmen, um die Folgen von Marx Ideologie zu veranschaulichen. Dennoch genügt das dem Anspruch einer reflektierten

Gesellschaftskritik nicht. Nur durch eine theoretische Abhandlung können Werte, die wir in einer Gesellschaft als wünschenswert erachten, erörtert werden und nur so kann ein kritisches Bewusstsein für soziophilosophische Ansichten entstehen. Würde man sich auf eine rein historische, realpolitische Herangehensweise beschränken, käme man nicht über die zweifelsohne wertvolle Diskussion hinaus, wie eine Gesellschaft war, ist und bisweilen sein kann. Wie eine Gesellschaft sein soll, läge jedoch außerhalb des geistigen Horizonts, da man sich nur in bereits existierenden Denkkategorien und Werten bewegt. Ohne einen Sollzustand zu erkennen, ist es gleichwohl unmöglich, einen solchen zu erreichen. Was kann aber unsere gemeinschaftliche Aufgabe sein, als unsere Gesellschaft möglichst im Sinne des Sollzustands zu gestalten?

Auf der Suche nach dem idealtypischen Zusammenleben stößt man unweigerlich auf die Gerechtigkeit als zentrales Anliegen aller Menschen. Wenig verwunderlich, denn unsere eigenen Wünsche und Begierden resultieren maßgeblich aus dem Vergleich mit unseren Mitmenschen. Treffen wir gleichzeitig auf eine Person, die sich sorglos ihre neu erworbenen Pretiosen von Swarovski in ein samtenes Etui verpacken lässt und auf jemanden, der vor dem Geschäft um wenige Münzen bittet, um sich sein täglich Brot zu verdienen, werden wir uns eher an der wohlhabenden Person orientieren, selbst wenn wir uns prinzipiell mit unserem Lebensstandard zufrieden geben könnten. Trotzdem stößt es uns auf, Teil dieses ungerechten Systems zu sein, in dem manche im Überfluss leben, während andere ein Dasein am oder unter dem Existenzminimum fristen müssen. Der Vergleich ist der Vater der Unzufriedenheit; und um diesen besonders unwohlen Vergleich obsolet werden zu lassen, müssten die gesellschaftlichen Kontraste verschwinden, müssten wir also alle gleich viel besitzen. Und zwar alle alles und alle nichts - denn selbst wenn alle Menschen gleich viel Ar Grund besitzen würden, wären manche Gründe uneben oder trocken und somit ließe sich nie bestimmen, ob denn jeder den gleichen Teil am Gesamtwert hat. Nach dieser Logik wird Gerechtigkeit in einer Gesellschaft mit Gleichheit des Besitzes gleichgesetzt, und somit werden alle Individualismen zur Antithese der Allgemeinheit. Paradoxerweise entspringt dieses Bild nicht reinem Altruismus, sondern ebenfalls dem individuellen Wunsch nach Widerspruchslosigkeit, um sich selbst nicht mehr entweder als Benachteiligter oder Bevormundeter eines Systems sehen zu müssen.

Gleichheit und Gerechtigkeit sind jedoch grundverschieden. Selbst wenn jedem alles gehört, müssen noch immer Entscheidungen darüber gefällt werden, was mit allem zu tun sei. Schließlich muss jeder Einwohner der Gemeinschaft eine Unterkunft finden und allen

genügend Nahrung bereitgestellt werden. Doch die Allgemeinheit ist keine homogene Entität, sie manifestiert sich, wie jeder Mensch verschieden ist, in verschiedenen Meinungen. Die Allgemeinheit kann also nicht widerstandslos entscheiden, welche Flächen sie bebauen soll, welche Felder sie bestellen soll, wenn sie jede Meinung gleichermaßen berücksichtigt. Daher muss in einer Gesellschaft, in der jeder alle Früchte sein Eigen nennt, noch immer (bestenfalls) eine Mehrheit über die Geschicke aller bestimmen. Eine Mehrheit schließt allerdings per definitionem eine Minderheit aus. In einer Welt, in der alle alles besitzen, gehört denen nichts, die von der Mehrheit abweichen. Um diese nicht zu unterminieren, braucht es darum Befugnisse, die für jeden bestehen, auch, wenn sie der Allgemeinheit widerstreben: Es braucht Individualrechte. Eine Gesellschaft, in der nur der *volonté générale* zählt, negiert jedoch alle Zugeständnisse des Kollektivs für den Einzelnen und kreierte so ihre eigenen Besitzlosen. Gleichheit in einer Gesellschaft ohne individuelle Gestaltungsmöglichkeiten ist also eine Illusion, die die Verschiedenartigkeit der Menschen verkennt. Sie stellt einen absoluten Anspruch auf Konformität, die nicht in der Natur des Menschen liegt. Damit steht sie der *Egalité* der französischen Revolution diametral gegenüber, die die Gleichstellung aller Individuen in ihren persönlichen Rechten postulierte. Gerechtigkeit wiederum erkennt die Unterschiede der menschlichen Natur an und versucht, jedem die Möglichkeit zur Gestaltung seines Lebens nach eigenen Vorstellungen zu geben. Gleichzeitig setzt sie der Freiheit des Einzelnen dort ihre Grenzen, wo sie die eines Mitmenschen bedrängen würde. Dafür ist die Übereinstimmung der Allgemeinheit bei Grundwerten, die das Zusammenleben entscheidend bestimmen, unweigerlich notwendig. Die Zielsetzung der gerechten Gesellschaft stellt also dar, verschiedenartigste Menschen, die alle verschiedensten Idealen frönen, in sich zu vereinen und zu einem gemeinschaftlichen Konsens zu bewegen, ohne ihre Eigenständigkeit zu beanstanden.

All das löst das Verteilungsproblem unserer Welt noch nicht, das die Idee der persönlichen Entsagung und der Kollektivierung erst so attraktiv erscheinen lässt. Je genauer man jedoch die Entwicklungsländer betrachtet, desto mehr kommt man von der These der individuellen Anspruchslosigkeit ab. In diesen sehen sich Bürger einer staatlichen Willkür gegenüber, die dem Großteil der Menschen keine Mitbestimmung zugesteht. Diese Staaten verfügen kaum über eine Rechtsstaatlichkeit, die darüber hinaus durch Nepotismus korrumpiert wird. Der Einzelne hat keine Chance, eine Enteignung oder eine Anschuldigung in einem objektiven Gerichtsverfahren anzufechten. Auch die Menschenrechte, die Sammlung der wichtigsten Individualrechte, werden in vielen Fällen missachtet. Die Ausnutzung der einzelnen Person ist selbst dann das Problem, wenn die Repression von der marktwirtschaftlichen Macht privater

Konzerne ausgeht. Des Pudels Kern liegt demnach nicht in der überdimensionalen Bedeutung des Individuums, sondern in der Untergrabung dieser. Die Gesellschaft muss daher auf der Mündigkeit der Menschen gebaut sein, ohne ihre Mitglieder sich selbst zu überlassen, sie muss auf gemeinschaftlichen Werten beruhen und trotzdem Platz für individuelle Selbstverwirklichung eingestehen, sie muss sich auf Selbstverantwortung berufen, ohne dabei Empathie und Menschlichkeit zu verlieren. Eine perfekte Gesellschaft gesteht nicht allen alles zu, sondern gibt jedem am Anfang seines Lebens gleich viel Privatbesitz und überlässt es der Natur der Menschen und seinen Facetten, in welcher Weise er sein Kapital einsetzt- solange er damit nicht mit den Rechten anderer und der der Allgemeinheit in Konflikt gerät. Eine Gemeinschaft mit vollkommenem Antlitz garantiert keine Gleichheit im Laufe des Lebens, sondern gleiche Möglichkeiten.

Nun stellt dieser Entwurf wie jede andere Utopie einen unerreichbaren Zustand dar. Doch er ist ein Sollzustand, der Orientierung schaffen kann, in welche Richtung wir uns begeben sollten. Realpolitisch lässt sich folglich aus dem oft als brotlos und orchideenhaft stigmatisierten philosophischen Diskurs ableiten: Bekennt euch zum Pluralismus, fordert Bildung in allen Schichten nach individuellen Bedürfnissen, verlangt eine Umverteilung der Erbschaften, denn sie macht die gleichen Chancen aller zunichte! Zu Rousseau bleibt dabei zu sagen: Der erste, der das ganze Land nahm und auf den Gedanken kam zu sagen: „All dies gehört allen, doch nichts besitzt ihr allein“ und der Leute fand, die sich wünschten, in einer homogenen Gemeinschaft zu leben, war der eigentliche Begründer der vereinheitlichenden Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viel Elend und Schrecken wäre dem Menschengeschlecht erspart geblieben, wenn jemand die Rechte des Einzelnen verteidigt hätte und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: „Hütet euch, dem Irrenden Glauben zu schenken; ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass die Möglichkeiten allen gehören, ihr selbst aber niemandem.“